

Von Kalvarien und Kreuzwegen [Schluss]

Autor(en): **Koch, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wässerchen spülen, in fast schwindelnder Höhe zu abschüssigen Bergwiesen, dunkeln Wald und den Gräten des Kernserberges empor. Einsam und wie ein grauer Geist der Vorzeit schaut dort hoch vom schwarzen Tannenbord der sogenannte Heidenturm mit dem uralten Sanct Niklausenkirchlein in die Tiefe. Aber noch viel gewaltiger ragt aus dem Hintergrund, im Senkel der Sachslers und Kernser Höhen, die Gruppe des Geißberges wie eine wohlgeformte und beschirmte Felsenfestung in den blauen Obwaldnerhimmel. Sie gleicht dem Alpsteinmassiv, aber ist mächtiger und geschlossener zu schauen und atmet wirklich nichts als graue Ewigkeit.

So sieht der Ranft mit Kapellen und Bruderklausenhüttchen noch heute aus, und noch heute hört man dort keine andere Stimme als das schwere breite Rauschen der Melchaawasser. Nie habe ich eine schönere ergreifendere Orgel der Natur spielen hören. Alle andern Schweizerbäche, große und kleine, so fein, so klassisch, so heroisch sie singen, bleiben doch immer profane Sänger gegen den ehrwürdigen Choral dieses Bruderklausenflusses. Seine Noten brausen unvergeßlich durch meine Seele.

Bis an den Ranft ist mir der gütige Leser vielleicht mehr oder minder willig gefolgt. Wird er es wagen, mit mir auch in den Ranft hinunterzusteigen?

Von Kalvarien und Kreuzwegen. Nachdruck verboten.

Aus einem Wanderbuch. Von Max Koch, Schaffhausen.
(Schluß).

Nächtlicher Reigen.

Was ist's, daß die erwachende Hand nach Wohlklang verlangt, daß sie der Melodie einer griechischen Form nachspüren möchte oder dem schlanken Mut einer gotischen Bildung? Erkenn ich euch wieder, heimliche Gewalten?

Nacht, Schlaf und Traum, ihr reicht euch die Hände zu einem zaubervollen Reigen um unser Selbst. Was für Macht ist euern Lockungen gegeben! Ihr löst die Seele von Leib und Leben. Ihr führt die Befreite durch alle Räume und gebt ihr wieder die Gewißheit ihrer hohen Abkunft. Alle Grenzen macht ihr vor ihr versinken, laßt sie über Wüsten flattern oder Paradiesen sich wiegen. Ihr macht der nächtlich Wandernden alles zu eigen, sodaß sie überall ist, bei den Sternen sowohl wie auf der Erde. Ihr geleitet sie, daß sie ihre Mutter umarme und davon unsagbare Erinnerung zurückbringe. Ihr gebt der Wiederkehrenden Rätsel mit, daß der Mensch sich daraus ahne und das Ich erbebe vor dem gewaltigern Selbst. Ihr streut die Samen in uns, die am Lichte gedeihen. Ihr seid die Diener der Bestimmung; ihr bereitet im Verborgenen den Willen vor für den Tag. Ihr gleicht dem Schützen, unser Selbst dem Bogen und unser Ich dem Pfeil, der meint, aus eigener Willkür zu fliegen, der doch, vom

Bogen geschneilt, dem Willen des Schützen naheilt, um am zubestimmten Orte aufzuschlagen. Euer ist unsere Freude, euer unser Stolz, euer unser Ueberdruß. Ihr seid die großen Helfer des Lebens und dennoch des Todes so beredte Freude.

So berauschen uns eure leisen Worte, wenn ihr uns nächtlich Entrückte umtanzt. Mohnblumen duften in die liebliche Szene, und Saitenspiel weht verworrenes Geheimnis aus Grenzenlosigkeiten hinein.

Toter Freund.

Heute, weil es schön und regnerisch, ging ich nach S. hinüber, das Grab eines Freundes zu sehen. Auf dem Hinwege erinnerte ich mich an einen Spaziergang mit dem damals noch Lebenden. Wir sprachen über Trauer und Tod.

„Wir glauben immer,“ sagte er, „daß wir einen Toten betrauern als einen, den das Schicksal erreicht hat. Bemitleiden wir aber nicht viel mehr uns als die, welche verloren haben? Denn inwiefern ist jener zu beklagen? Insofern er zu beneiden ist. Laß mich dir über den Tod reden und verzeih: der Tod gehört zu den wichtigsten Dingen, über die man nicht wenig genug reden kann. Er ist ja weder Glück noch Unglück, eben Nichtssein, Nichtsein. Wir, die Lebenden, vergessen immer, daß er dem Toten mehr bedeutet als uns das

Leben. Denn wir hadern oft mit diesem; der Tod aber und der Tote sind eins. Wir fürchten uns vor ihm, und diese Furcht macht uns von einem ewigen Leben reden, indem wir uns ins Unabwendbare schicken, es aber doch mit dem verbinden, was wir nicht lassen wollen: wir nehmen von uns das Leben und vom Tode die Ewigkeit. Was heißt ewiges Leben anderes als Fortsetzung des jetzigen unter den schönsten Bedingungen? Kein reines Glück; denn wo Leben, da sind auch Gut und Böse. Religionen, die in die Dissonanz von Himmel und Hölle ausklingen, haben jenen Widerspruch gefühlt und ihn zu lösen versucht, indem sie zwei gegensätzliche Welten ganz voneinander trennten. Aber was bedeuten denn das reine Gute und das reine Böse anderes als zwei Namen für dasselbe: Tod? Wie sonderbar, ihn zu fürchten und dabei doch ein reines Glück zu ersehnen, als wäre dieses anderswo möglich als eben im Nichtsein. Denn nur in ihm ist alles gut, so gut, daß Bewegung, Handlung überflüssig, ich denke, sogar unmöglich geworden sind. Tätigkeit kann nur wirken, wo Gegensätze einander widerstehen, nämlich als Mittel, die Spannung zwischen diesen auszulösen. Es liegt in der Vorstellung eines reinen Glückes, das lebt, d. h. soviel wie handelt, ein Widersinn. Handlung will immer etwas ändern. Sie verschlechtert oder verbessert. Im ersten Fall wäre also das Prinzip ein böses, im letztern aber jene Welt eine schlechte, unvollkommene, indem sie noch verbessert werden kann. Und wollten wir wider allen Verstand dennoch ein lebendes reines Glück behaupten, so müßten wir Handlungen annehmen, die nichts ändern, weder zerstörend noch erhaltend, die ohne Zweck und Ziel, also völlig sinnlos sind. Wie das reinste Gute, so ist der Tod auch das reinste Böse. In ihm fließen alle Gegensätze zusammen. In ihm ist Auflösung, Ruhe, Reinheit. Nur uns Lebenden erscheint er in Gestalt, als Knochengestüt mit Stundenglas und Hippe dem Mittelalterlichen, dem Griechen als Bruder des Schlafes.“

Ich hatte den Friedhof erreicht. Im Deffnen des Lozes fiel mir ein, wie schön ihn unser Volk Totengarten nennt. Ich mußte lange unter den Steinen suchen,

bis ich den rechten fand. Während ich den Toten nicht zu beklagen versuchte, setzte der Regen stärker ein; erste Schneeflocken tanzten bereits mit den blinkenden Tropfen.

Letzte Sonne.

Der Herbst, der vor Monaten, herrlich geschmückt, sein sieghaftes Zeichen aufgepflanzt hat, streckt nun dem ungeduldigen Thronfolger die tapfern Waffen. Verblättert ist schon sein bakchischer Kranz. Das reich gewirkte Gewand, in Fetzen, entblößt einen kraftlosen Leib, dem bald der Winter ein neues borgen wird, wenn er den Leblosen in das weiße Leichentuch schlägt.

Als ich nach Mittag in den Hof trat, lastete nasser Nebel noch schwer auf dem Dach und dämpfte alle Geräusche. Kaum hörte man etwa, wie aus weiter Ferne, eine Kette im Stalle klingen, einmal eine spät gereifte Nuß auf die Ziegel hämmern. Rahl griffen die Arme des Nußbaums in die leere Luft, und nur eine letzte, dürr und schwach gewordene Hand streckte sich, als ob sie es besprechen wollte, über das schlaftrunkene Land.

Indessen lockte das große Stück Brot in meinen Händen allmählich Gesellschaft an. Die Hühner rüdten auf der Stange näher oder scharren zu meinen Füßen. Die Enten kamen schielend herangewackelt, gespreizt von den Gänsen gefolgt, und der Sperling hüpfte aus dem Busch hervor und sagte ungeduldig: „Gib!“ Ich teilte, bis kein Brosamen mehr blieb. Aber wie nun alle ohne Munterkeit auf demselben Orte verharrten und der stille Tod ringsum jedes Leben zu bedrücken schien, kam es mir vor, als ob auch sie unter dem grauen Tage litten, als ob alles nach einer tröstlichen Tat sich sehne, erlösebedürftig. Und da überkam mich plötzlich der holdste Rausch, der mich weiter machte und weiter, und auf einmal waren alle meine Brüder, die meine Sprache sprachen, eine verständige Gesellschaft, die ein Naturtheater umlagerte und gespannt wartete, daß es sich auf tue. Und der Boden wurde zur Bühne und der Nebel zum Vorhang, durch den ich lustig ankündigend unter sie trat. Und mein Herz begann zu lachen und sprach und sang:

Willkommen, meine schönen Damen,
Ihr ernstest Herren, wir grüßen euch!
Wir bieten euch in grünem Rahmen
Ton, Tänze, Frauen, Blumen reich,
Ach, Reime, trunken vom Entzücken,
Wenn süßes Wort, in Nacht gehaucht,
Und lieber Lippen warmes Drücken
Uns in ein Meer von Freude taucht.

Vermählt zu lückenlosem Ringe,
Die draußen oft sich widerstehn,
Gewöhnliche und sonderbare Dinge,
Mögt ihr vereint beisammen sehn.

Zwar müßt ihr uns etwa entschuldigen,
Wenn wir uns tänzetoll ergehn;
Verzeiht dann: Alles, dem wir huldigen,
Ist weder böß noch gut, doch ist es schön.

So plagen uns nicht lange Zweifel
Mit ewgem Aber, Jedoch, Wie;
Wir sehen fest den schwarzen Teufel
Der Amorette auf das weiße Knie,

Wir spannen leichte Blumenstege,
Wo bodenlos ein Abgrund stürzt;
Was weglos, bringen noch zuwege
Scherzgeister, ernsthaft kurzgeschürzt,

Seiltänzer, sieh sie lachen, lerne,
Wie du von Not und Tod dich fernst:
Dies scheint der Geist mir der Moderne,
Nichts nimmt sie wie die Freude ernst.

Was wäre auch so ganz sich feindlich,
Das irgendwo nicht doch verwandt?
Die Schlimmsten macht der Reim noch
freundlich,

Der rein und Schwein zusammenbannt.

Jedoch verzeiht, wenn ich beschließe:
Schon füllt die Rampe bunter Schein,
Die Tänzerin in der Kulisse
Zwingt wiegend kaum das schöne Bein;
Bereitet euch, durch heitre Auen
In unserm Reigen mitzugehn —
Galante Herren und schöne Frauen,
Der Vorhang steigt — auf Wiedersehn!

Und nun wallte und wogte der Vorhang hin und her und tat sich auf, und die lieblichste Tänzerin Sonne kam hervorgesprungen und begann ihre goldenen Glieder zu schlingen und zu verwerfen. Und erwachend hörte ich Mädchen lachen und „Wächter“ bellen, Hühner gackern, die Gänse schnattern und den Gockel trompeten und sah mich so von meiner Narrheit Lohn umkränzt, lustig, lustig, daß es den freudedurchtrommenen Leib an Bauch und Beinen zwickte und zwackte.

Verehrte Frau!

Nun ist der Winter da. Ich lag noch

zwischen Schlaf und Wachen, als mich die Stimme des Bauers vollends in den Tag hinüberrief, die im Hofe dem Knechte riet, nächstens ins Holz zu gehen, ein Tännchen auf Weihnacht zu schlagen. Erwachend sah ich die Kammer hell und draußen alle Weiten weiß. Der König ist über Nacht gekommen; Tal, Mulde, Berg, Wald bedeckt sein Hermelin, wo er gegangen.

Nun werden bald die fröhlichen Menschenlein kommen und sich darauf stürzen, ihre Freude zu suchen: die Kinder Ballen, Bahnen, Großmuttermärchen, hinterm Ofen erzählt, Sie, in der Stadt, Gesellschaften, Tänze, Vorstellungen, den Faschings Traum auch, ganz am Saum des Gewandes. Da füllt schon lustiges Geschrei den Hof, und hinabschauend sehe ich ein paar Kinder um einen verschneiten Schneehaufen tollern, die Schlitten hinausstößen, hinunterrutschen, mit lautem Jubel sich für die Sekunde Glück bedankend.

Ueber den Wäldern dort drüben liegt Ihre Stadt. Mir ist, als sähe ich flinke Finger hinter beleuchteten Fenstern Gold, Tuch, Spielzeug aus einem Ueberfluß herausgreifen, knapp und geschickt in weißes Papier schlagen und darum eine glänzende Schnur laufen lassen. Das ist sehr schön — und doch will ich dies Jahr mit den Kindern feiern.

Der Tag ist heute zum Beten schön. Alle Wesen verkünden des Winters Herrschaft und Herrlichkeit. Die Wolken, himmlische Sämannen, bestellen die Felder mit flockigem Samen. Zufrieden riegelt der Bauer die gefüllte Scheune und freut sich auf das trauliche Feuer des Herdes. Im Stalle geborgen steht das Vieh, heimwärts sehnt sich der Ferne, und auch der Abenteurer pocht an Tür und Tor. Nun schließt der Teich sein grünes Auge; Pflug und Sense ruhen; selbst die ruhelosen Bäche hemmen ihre Bewegung und stehen still. Stummer werden die Wälder, schweigsamer die Wiesen, und der Dachs legt sich zum Winterschlaf.

Und nun, verehrte Frau, werden Sie mich begreifen, wenn ich auf eine Zeit nichts mehr werde von mir hören lassen. Mir ist auch, als schloße sich ein offenes Tor und wiese mir in stillen Gemächern einen friedevollen Bezirk an. Lassen Sie

mich diesen ganz austofsen! Ich wüßte kaum mehr was anderes zu sagen als unzusammenhängende, gestammelte Worte, mir selbst undeutbar. Denn sind wir nicht in allem Kinder der Natur? Haben Sie nicht auch zuweilen das Gefühl, daß unser Sämtieren, unsere Worte und Gedanken nur ein traumhaftes Tun geworden sind, leichte Wellenschläge einer Oberfläche, die sich über einem tiefen, tief schlafenden Meere kräuselt? Und doch bewegt es sich in jenen Artiefen; in unserm Allerheiligsten, in das wir selbst nie eindringen, regt sich ein wunderbares mütterliches Leben und Versetzen der alten Kräfte zu neuen Bildungen, zum folgenden Glied in dem Ringe um unser Selbst. Wir wissen nichts davon; denn erst wenn die Märzwinde daherfahren und wir uns erwachend als andere, ganz andere Menschen gegenüberstehen, werden wir dessen gewahr.

Doch bis dahin hat es noch gute Weile. Mancherlei schöne Hindernisse liegen dazwischen: Arttschläge, durch den einsamen

Forst hallend, verwegene Stürze verfolgender Falken, träumerische Stunden, am frachenden Feuer versonnen, und wunderbar verschneite Felder.

Dann, eines Morgens, werden wir plötzlich auffahren und hinauslauschen; denn draußen kommt es jubelnd und unwiderstehlich gegangen und rüttelt stürmisch an verrosteten Riegeln. Wieder wird Bewegung in den weißen König kommen, wenn er gelassen in die Falten seines ungeheuern Mantels greift, um seinen Bergen zuzugehen. Dann wird er ihn von Herzen, aufbrechend zu neuer Liebe, von Wiesen, bestreut mit neuen leuchtenden Kleinodien, wegziehen. Dann will ich zu meinen Bächen eilen und von ihren Rändern zusammenlesen, was ich mit Händen halten kann und will damit über das verjüngte Gras zu Ihnen wandern und eines Tages vor Ihrer Türe stehen und anklopfen und eintretend in großer Freude sagen: „Nehmen Sie!“

Die Entschuldigung.

Nachdruck verboten.

Skizze von F. K. Kervin, Thun.

Mit dem Befinden des Privatdozenten Thomas Rind stand es schlecht. Seine Widerstandskraft war gebrochen, und er machte sich kein Hehl daraus, daß er die einzige Vorlesung, die er in diesem Semester angekündigt, nicht beginnen werde. Er war gewohnt, die Dinge zu Ende zu denken und keiner Erkenntnis, mochte ihr Kern auch noch so bitter sein, aus dem Wege zu gehen. Seit einigen Tagen war die Krankheit in ein neues Stadium getreten. Thomas mußte sich legen und wußte, auch ohne Befragung des Arztes, daß er sich in seine letzte, nur schwach befestigte Stellung zurückziehe und sie nicht lange behaupten werde!

Jetzt saß er im Bett aufgerichtet und schrieb:

Mein Lieber!

Seit Deinem letzten Besuche ist bei mir vieles in Bewegung gekommen. Es ist ein merkwürdiger Zustand, in dem ich mich befinde. Rückzug und gleichzeitiges Vordringen. Ich bin ein gutes Stück weitergekommen in der Bewertung der

Dinge, über deren Ergründung uns beim letzten Zusammensein die Köpfe so heiß geworden sind. Es wäre mir lieb, wenn Du mir bald einige Stunden schenken könntest. Du magst dann den Wert dessen, was ich mir in diesen Tagen erkämpft, selbst beurteilen.

Auf Wiedersehen also an einem der nächsten Abende!

Dein Thomas Rind.

Der Brief war an seinen Freund Roland Holzer gerichtet. Die Hauswirtin hatte ihn pünktlich besorgt, und Thomas Rind wartete auf Rolands Besuch.

Samstag kam er nicht; Thomas hatte auch nicht darauf gerechnet. Am Sonntag kam er auch nicht. Der Kranke wurde unruhig. Da mußte schon ein zwingender Grund vorhanden sein, vielleicht ein unerwarteter Besuch, der ihn zu Hause festhielt. Montag abend war Lesezirkel, den Holzer meist besuchte. Das wußte der Wartende; aber er war überzeugt, daß sein Freund an diesem Tage auf den Lesabend verzichten würde. Die Woche ver-